

Biblische Zeugnisse.

30. Jahrgang

1932

Nr. 7/8

Das Evangelium von dem Reich.

Predigt, gehalten im Universitätsgottesdienst in der Schloßkirche
zu Bonn am 10. Juli 1932.

Von Karl Barth.

Und Jesus ging umher in alle Städte und Märkte, lehrte in ihren Schulen und predigte das Evangelium von dem Reich und heilte allerlei Seuche und allerlei Krankheit im Volke.

Und da er das Volk sah, jammerte ihn desselben; denn sie waren verschmachtet und zerstreut wie die Schafe, die keinen Hirten haben. Matth. 9, 35—36.

Liebe Zuhörer!

Jesus Christus sucht uns. Er „ging umher in alle Städte und Märkte“. In allen diesen Städten und Märkten sind wir Menschen zuhause. Was für ein bewegtes und nachdenkliches Bild menschlichen Lebens würden wir bekommen, wenn jetzt nur Jedes von uns, die wir hier sind, in ein paar Worten uns sagen wollte, wo und wie es zuhause ist nach dem geheimnisvollen Willen des Schöpfers, der der Herr unser aller Schicksale und unser aller Lebensführungen ist, zuhause nach Volk und Heimat, nach Umgebung und Freundschaft, nach Weltanschauung und politischer Ueberzeugung, nach überkommener und erworbener Art, nach gewonnener und gewahrter Geistesrichtung. Es gibt so viele „Städte und Märkte“ der Menschen und sie sind alle ohne Ausnahme so merkwürdig und verborgen in ihrer Art. Jesus Christus ist nirgends zuhause. Er ist der Mann, den wir alle, wir, die wir zuhause sind, ans Kreuz geschlagen haben. Er ist ausgestoßen. Und er ist auferstanden von den Toten. Er ist der Herr der Herrlichkeit. Er ist frei. Er geht umher in alle Städte und Märkte. Er sucht. Er sucht nicht die Städte und Märkte. Er sucht die Menschen in den Städten und Märkten. Sie dürfen und sollen alle bleiben, wo sie sind. Er kommt nicht, um irgend Jemandem seine Heimat, sein Zuhause, zu nehmen. Aber sie müssen alle

von ihm gefunden werden. Vorher regiert der Tod in allen diesen Städten und Märkten. Vorher ist alles dieses Zuhause die Hölle: und da am schlimmsten, wo man es nicht weiß, daß es die Hölle ist. Darum sucht er uns. — Die Frage darf schweigen, ob wir ihn auch suchen. Was sollten wir auch darauf antworten? Es hat nicht den Anschein, als ob es gerade Jesus Christus sei, der in unseren, in allen unseren Städten und Märkten gesucht wird. Lassen wir allerlei beiseite, wonach wir freilich auch eifrig genug suchen, so bleibt etwa übrig: wir suchen unsere Pflicht zu tun, wir suchen nach Freiheit und Gerechtigkeit, wir auf der Universität suchen nach der Wahrheit, wir suchen wohl alle auch nach Frieden. Aber wer sucht denn etwa nach Jesus Christus? Wenn wir ihn wirklich suchen würden, dann würde er uns ja sicher schon gefunden haben. Und wenn er uns gefunden hätte, dann würden wir uns nicht rühmen, ihn gesucht zu haben, sondern eingestehen, daß wir in unseren Städten und Märkten alles Mögliche gesucht haben mögen und noch suchen mögen, aber nicht Jesus Christus. Jesus Christus hat wohl keiner je gesucht, wie er gesucht sein müßte. Diese Frage soll schweigen. Sie ist zugedeckt von der Antwort: er sucht uns. Er geht umher in alle die Städte und Märkte, wo er nicht gesucht wird. Wir brauchen uns keinen Illusionen hinzugeben. Er weiß Bescheid. Aber er läßt sich nicht verbittern und abschrecken. Er sucht uns. Wen sucht er? Uns, die Gleichgültigen. Uns, die immer anders Beschäftigten. Uns, die Alles, nur nicht ihn, wichtig nehmen. Uns, die wir, wenn wir ihn und uns selbst recht verstehen würden, alsbald sehen müßten, daß wir mitten in der Schar seiner Feinde stehen.

Jesus Christus sucht uns. Er „Lehrte in ihren Schulen und predigte das Evangelium vom Reich“. So sucht er uns. Eine Lehre, eine Predigt, ein Wort läuft durch alle Städte und Märkte, in alles das Zuhause der Menschen. Und dieses Wort ist sein Wort und der da redet, ist er und wenn wir es hören, hat er uns gefunden. Es gab wohl in Galiläa Manchen, der ganz Ähnliches tat, wie das, was uns hier von Jesus erzählt wird, Manchen, mit dem er leicht verwechselt werden konnte. Und so gibt es unter uns, in unseren Städten und Märkten und auch an unseren Universitäten manche Schule, manchen Rabbi, manchen Meister und Führer. Manche Lehre und Predigt, manches Wort geistlicher oder geistiger oder auch weder geistlicher noch geistiger Art läuft durch und wird gehört oder auch nicht gehört, jubelnd aufgenommen oder entrüstet abgelehnt, wenn es nicht gar unbeachtet verhallen muß. Jesus Christus ist auch einer von den vielen Lehrern und sein Wort ist auch eines von den vielen Worten. Es hat keine besondere

Gestalt. Es ist darum naheliegend, es mit anderen Worten zu verwechseln. Es ist naheliegend, ihm fröhlich Beifall zu klatschen oder allerhand dagegen einzuwenden oder auch sich mit akademischem Grabesernst mit ihm „auseinanderzusetzen“, wie wir es eben mit den anderen Worten halten, die in unseren Schulen gehört werden. Dann, wenn es uns so mit Jesus Christus geht, hat er uns eben gesucht und noch nicht gefunden. Wenn er uns gefunden hätte, wir müßten und würden wohl mit einem Schlag aufhören, akademisch mit ihm umgehen zu wollen. Warum? Darum, weil seine Lehre und Predigt die Lehre und Predigt, die frohe Botschaft, das „Evangelium vom Reich“ ist. Wie seltsam diese Worte klingen: das Evangelium vom Reich. Schon das Wort „Reich“ macht es deutlich: Hier sind wir nicht die Suchenden, sondern die Gesuchten. Hier wird allem unserem Suchen und Sehnen, Erwarten und Streben gerade eine Grenze gesetzt. Hier klopft einer an und will eintreten, der herrschen will, der Gehorsam verlangt. Und Evangelium, „frohe Botschaft“ vom Reich heißt es. Botschaft von einem „Reich“ pflegt nicht frohe Botschaft zu sein. Die Reiche, die wir kennen, die Reiche, die wir Menschen gründen, die Reiche, auch die geistigen Reiche dieser Welt — um von den anderen nicht zu reden — tragen ausnahmslos irgendwo den Hochmut, die Heuchelei und den Haß, die uns Menschen eigen sind, sie tragen den Tod in sich. Botschaft von ihnen kann nicht frohe Botschaft sein. Frohe Botschaft vom Reich müßte uns suchen. Wo und wie sollten wir sie suchen? Und wenn sie uns gefunden hätte, dann würde sie sich wohl mit einem Schlag von allen Lehren und Predigten, die wir sonst hören, unterscheiden wie der Himmel von der Erde, wie der Tag von der Nacht. Jesus Christus sucht uns. Er sucht uns eben mit diesem Wort, mit dem Evangelium vom Reich. Wir sind sehr schwer zu finden. Unsere Ohren sind kräftig verschlossen. Wir zittern wohl vor dem Gedanken von dem Reiche, das schlechterdings unseren Gehorsam will. Und unser Herz ist wohl zu voll von dem Gedanken an all die zutiefst freudlosen Reiche dieser Welt. Darum verwechseln wir die frohe Botschaft vom Reich mit den vielen anderen umlaufenden Botschaften, darum gehen wir mit ihr um, wie wir mit ihr nicht umgehen dürften. Darum sind wir so schwer zu finden. Aber Jesus Christus sucht uns doch. Sein Wort ist doch unterwegs zu uns. Das unendlich Schwere, uns zu finden, kann ihm heute noch ganz leicht sein.

Jesus Christus sucht uns. Er „heilte allerlei Seuche und allerlei Krankheit“. Sein Wort ist kein leeres Wort. Es war und es ist immer von Zeichen seiner Kraft begleitet. Jesus Christus hat,

wenn er die Menschen gesucht und Menschen gefunden hat in all den Städten und Märkten, Menschen geholfen, Menschen gesund gemacht und auf die Füße gestellt. Nicht etwa bloß seelisch, wie man sagt. Das auch, aber auch leiblich, so auf die Füße gestellt, daß sie wieder lachen und arbeiten und für Andere da sein konnten. Wenn die frohe Botschaft vom Reich wirklich anklopft bei einem solchen menschlichen Zuhause, dann wird ja etwas anders da drinnen. Es fallen dann Lichter voraus von dem Reich selbst. Diese Lichter könnten gesehen werden in unseren Städten und Märkten, auch von uns, die selber noch nicht gefunden sind. Aber freilich: auch diese Lichter sind doch nur Zeichen. Sie können mit ganz anderen Lichtern verwechselt werden. Man hat sie schon damals übersehen können. Man hat Jesus schon damals einen Gotteslästerer und Teufelsdiener genannt, trotz und wegen der Kraft, die von ihm ausging. Und vor allem: diese Lichter erlöschen wieder, wenn sie eine Weile geschienen haben. Alle jene Geheilten sind wohl irgendwann mal doch wieder krank geworden und gestorben. Was ist das Land heute, das ein Jesu Worte gehört, seine Taten gesehen hat? Gilt nicht auch und gerade von ihm: ihre Städte kennet sie nicht mehr?! Auch die von Jesus Christus Gefundenen sehen aufs neue aus wie Verlorene. Auch die Vergebung empfangen haben, sündigen wieder. Auch die Aufgerichteten brechen wieder zusammen. Auch die Getrübten müssen neue Tränen weinen. „Der dir alle deine Sünde vergibt und heilt alle deine Gebrechen!“ bekannnten sie noch eben und was sie bekennen durften, das blieb nicht unsichtbar. Aber das Leben geht weiter: und nichts Besonderes ist mehr an ihnen wahrzunehmen. Das Alles muß so sein. Daß alle Kraft des Wortes Christi nur Zeichen sein und darum verkannt werden, darum vorübergehen kann wie ein schöner Sommertag, daß alle Geschichte Jesu Christi mit uns Menschen eingehüllt ist in den dichten Schleier der Zweideutigkeit und der Vergänglichkeit, das mag uns auch erinnern daran, wie schwer wir zu finden sind. Es ist wahr: das verlorene Schaf und der verlorene Groschen und der verlorene Sohn, sie sind gründlich verloren. „Wehe dir, Chorazin, wehe dir, Bethsaida!“ ja, wehe uns, daß wir so blind sind für die Zeichen, die uns gegeben werden und die wir sehen könnten! Aber dieses Wehe! über unsere Blindheit würden wir ja erst hören, wenn wir von Jesus Christus schon gefunden wären und also seine Stimme hören könnten. Wie schrecklich es ist, dieses Wehe! das wissen nur Gottes liebe Kinder. Wie schrecklich es ist, das mag uns unterdessen gnädig verborgen bleiben. Mögen wir unterdessen das Andere hören: daß wir gesucht, von Jesus Christus gesucht werden. Wir werden erschrecken, wenn wir es einst ein-

sehen werden, wie lange und wie beharrlich wir uns vor ihm versteckt haben. Aber wenn wir darüber erschrecken werden, dann werden wir schon gefunden sein. Das Erschrecken selbst wird Freude sein und größer als die Reue über so viele übersehene und vergessene Lichter wird die Dankbarkeit sein dafür, daß ihr Schein uns endlich und zuletzt doch noch erreicht hat.

Wer aber ist Jesus Christus, der mit dieser Predigt und diesen Zeichen umhergeht in die Städte und Märkte? Wir können es nicht besser sagen als mit den Worten, die wir nun weiterlesen: „Da er das Volk sah, jammerte ihn desselbigen“. Jesus Christus, der uns sucht, ist dadurch von allen Anderen, die uns auch suchen mögen, unterschieden, daß er nicht mit sich selbst, sondern mit uns Erbarmen hat. Was der Mensch ist und nicht ist, wird vielleicht durch nichts so scharf gekennzeichnet wie dadurch, daß er dauernd mit sich selbst Erbarmen hat. Alle Völker: mit sich selbst. Alle Stände und Berufe und Lebensalter: mit sich selbst. Alle, die Leid und Unrecht und Verfennung zu tragen haben: mit sich selbst. Alle, denen innerlich oder äußerlich Schranken gesetzt sind: mit sich selbst. Wie einen köstlichen Schatz tragen wir es alle vor uns her in zitternden Händen, möchten es uns um keinen Preis entreißen lassen, als ob das unser Teuerstes wäre: das Mitleid, das doch gar kein Mitleid ist, das Mitleid mit uns selber. Was uns in diesem Mitleid bestärkt, das freut uns; was uns davon abzieht, das schmerzt uns. Wer uns in diesem Mitleid recht gibt, den halten wir für einen guten Freund; wer uns darin entgegentritt, den dürfen wir kalt und verständnislos schelten. Lassen wir es, die ganze Qual zu beschreiben, die wir damit uns selbst und Anderen dauernd bereiten, den ganzen Vulkan von unheilbarem Gift, der damit im Großen und im Kleinen dauernd im Ausbruch ist, daß unser Erbarmen — das Beste, was es in all den Städten und Märkten in diesem Tal des Todes geben könnte — unser Erbarmen mit uns selber ist. Was hülfte alles Beschreiben? Wir sind so. Wir werden immer so sein. Es ist ja so verständlich, daß wir nach Erbarmen suchen, es ist ja so wahr, daß wir Erbarmen nötig haben. Aber die Erbärmlichkeit menschlichen Wesens kommt darin zum Ausbruch, daß unser Bestes immer nur unser Erbarmen mit uns selber ist. Lassen wir davon. Von Jesus Christus, der uns sucht, lesen wir: ihn jammerte des Volks. Ihn jammert also der Anderen. Ihn jammert unser. Vielleicht sind wir gerade darum so schwer für ihn zu finden. Vielleicht verstehen wir ihn darum so wenig. Vielleicht ist er uns darum so fremd. So

fremd, wie uns eben Gott fremd ist. Weil wir an unseresgleichen gewöhnt sind: an Menschen, die mit sich selbst Erbarmen haben. Weil wir uns eingelebt haben in einer Welt, die darauf eingerichtet ist, daß es einen jeden seiner selbst jammert. Weil wir Frieden geschlossen haben mit den Lügen und Verwirrungen der so eingerichteten Welt. Weil wir uns abgefunden haben mit dem, was wir eben feststellten: wir sind alle so. Ja, wir sind alle so. Aber finden wir uns nun auch damit ab: Jesus Christus ist nicht so. Er stellt sich nicht in diese unsere Reihe. Was ist seine Versuchung durch den Teufel, was ist seine Anfechtung in Gethsemane anderes, als das Aufstehen der Frage, ob nicht doch auch er mit sich selbst Erbarmen haben wolle. Er schlägt, er überwindet diese Versuchung. Er steht anderswo als wir. Nicht uns zuleide, sondern uns zuliebe. Warum sind wir hier befremdet? Sollte hier nicht gerade das uns finden, was wir in der ganzen Menschenwelt vergebens suchen: Erbarmen für uns, das Erbarmen, das sie alle uns verweigern, weil sie ein Jeder mit sich selber Erbarmen haben müssen? Sollte hier nicht das uns finden, was wir selbst uns auch nicht spenden können, so gern wir möchten: ein kräftiges, heilsames, hilfreiches Erbarmen — kräftig, heilsam und hilfreich, weil es ein reines Erbarmen ist. Weil es von dem kommt, der frei ist, so frei wie Gott selber, sich zu erbarmen. Weil es von dem kommt, der sich unserer erbarmen kann, weil er selber nicht erbärmlich ist. Wenn uns Jesus Christus nicht mehr befremdete, wenn er unser Herz gewänne als der Mann, den es nicht seiner selbst, sondern des Volkes jammerte, der gerade mit dem zu uns kommt, wonach wir wahrhaftig mit Recht verlangen und was uns doch kein Mensch geben und was wir uns selbst noch weniger nehmen können — dann hätte er uns wohl gefunden. Das wäre wohl das Hören seiner Lehre und Predigt vom Reich und das Sehen der Zeichen der Kraft seines Wortes. Wie dem auch sei: dies ist Jesus Christus, der uns sucht. Das ist, was wir zu erwarten haben, wenn er uns finden wird.

Aber wenn dies Jesus Christus ist, müssen wir dann nicht weiterfahren mit unserem Text: er ist der, der uns kennt als die „verschmachtet und zerstreut sind wie die Schafe, die keinen Hirten haben“. Die Worte, die Luther mit „verschmachtet und zerstreut“ übersetzt hat, bedeuten eigentlich: ermüdet und am Boden liegend. Also jedenfalls: erschöpft, am Ende mit den eigenen Kräften. Und nun dazu: „die keinen Hirten haben“. Also: ratlos, weisungslos, führungslos. Also so kennt uns Jesus Christus. Darum jammert ihn unser, weil er uns so sieht. Und wenn er uns finden, wenn sein Erbarmen uns erreichen sollte, dann

würde das bedeuten, daß wir uns selber auch so sehen müßten und würden. Wir würden uns dann kennen, wie er uns kennt. Was sollen wir dazu sagen? Wieder stehen wir offenbar vor einer Entscheidung. Sind wir vielleicht darum so schwer für ihn zu finden, ist er uns vielleicht darum so fremd, weil es darum geht, daß wir uns als das Volk erkennen, das diesen Schafen gleicht? So viel Erbarmen wir alle mit uns selbst haben — so haben wir es vielleicht doch nicht gemeint! Am Ende sein? Ratlos und führerlos sein? Wir haben vielleicht ehrlich und mit Recht viel zu klagen. Wir haben vielleicht tief hineingesehen nicht nur in die äußere, sondern auch in die innere Not gerade unserer Zeit. Wir meinen vielleicht zu wissen um die Grenzen der Menschheit überhaupt. Aber zeigt nicht die Zärtlichkeit, mit der wir in dem allen Erbarmen mit uns selbst haben, daß wir mitnichten am Ende sind? Nicht wahr: noch meinen wir uns doch selber raten und helfen zu können und wäre es auch nur mit jenem merkwürdigen Mitleid. Schießen nicht gerade aus diesem Mitleid auch immer wieder die Kräfte oder doch Strebungen hervor, die den Menschen bewegen zu klugen Gedanken, zu energischem Tun? Ist nicht gerade der bedrängte und sein bedrängendes Schicksal beklagende Mensch auch immer wieder in der Lage, sich aufzurichten, die Schläge, die ihn getroffen haben und treffen, zu vergessen, sich zum Meister seines Schicksals zu machen? Darf das, muß das nicht so sein? Geht es uns so schlecht in dieser Menschenwelt, in der Jeder mit sich selbst Erbarmen hat, daß wir uns wirklich so sehen müßten, wie Jesus Christus uns hier sieht? Es steht uns frei, hier Nein zu sagen. Aber halten wir uns immerhin auch frei zu hören: der uns sucht in allen unseren Städten und Märkten, Jesus Christus, sieht uns unerbittlich so, verschmachtet und zerstreut, ermüdet und am Boden liegend, wie Schafe, die keinen Hirten haben. Trotz der von uns scheinbar oder auch wirklich aufgebrachten Klugheit, Kraft und Kunst, uns selber zu helfen! Vielleicht gerade in dieser unserer Klugheit, Kraft und Kunst! Jedenfalls gerade in dem Erbarmen mit uns selbst, aus dem wir das Alles hervorbringen. Das, das gerade ist gemeint, wenn er uns hilflos und ratlos nennt. Ist er nur unerbittlich, wenn er es so hält? Oder könnte es nicht sein, daß wir uns von ihm gerade in dieser seiner Unerbittlichkeit tief und heilsam und liebevoll verstanden fühlen müßten? Daß er uns wohlthat, indem er so unerbittlich ist? Indem er die Kulissen nicht ernst nimmt, die wir so ernsthaft herstellen und aufstellen! Indem er uns nicht glaubt, was wir ja auch nur glauben möchten und eigentlich gar nicht glauben können: daß wir noch Reserven hätten, daß wir das Leben doch noch zu meistern müßten, daß es doch

noch allerlei Auskünfte und Auswege gäbe! Indem er also Schwache Schwache, Toren Toren, Verlorene Verlorene nennt! Tut er uns nicht wohl damit, daß wir vor seinen Augen sein dürfen, was wir und wie wir wirklich sind? Was für ein Durchbruch in was für eine Freiheit, wenn wir es uns vor seinen durchdringenden Augen eingestehen dürften: ja wir sind müde, todmüde, wir sind am Ende auch mit unserem Mitleid mit uns selber, mit dem wir uns immer noch und immer wieder stark machen wollten. Wenn uns Jesus Christus nicht mehr befremdete damit, daß er uns nicht so ernst nimmt, wie wir wohl ernst genommen sein möchten, wenn uns eben darin vielmehr seine Freundlichkeit aufginge — dann hätte er uns wohl gefunden. Wir hörten dann wohl das Evangelium vom Reich und sähen seine Zeichen. Er wäre wohl dann nicht umsonst auch durch unsere Stadt und unseren Markt gegangen. Wir können uns das nicht nehmen, daß Jesus Christus uns findet. Aber wir können uns sagen lassen: Dies ist Jesus Christus. Er ist der, der uns unter allen Umständen so findet.

Und nun noch ein letztes Wort. Wir müssen jetzt noch einmal zurückkehren zu dem: „Ihu jammerte des Volks“. Wißt ihr, was das heißt? Wenn es nicht Jesus Christus wäre, von dem das gesagt ist, dann könnte und müßte es wohl heißen: er entsetzte sich über das Volk; er zürnte ihm, er sah und deckte auf und strafte seine Lüge und Verkehrtheit; er stellte uns, die Erbärmlichen, die wir sind, in das blendende Licht der Wahrheit und in das verzehrende Gericht des göttlichen Gesetzes. Er machte wieder einmal deutlich, daß Gott im Himmel ist, wir aber auf Erden, er heilig, wir aber unheilig. So haben es in alter und neuer Zeit Viele gehalten, die es sicher sehr gut und ernst meinten, die es scheinbar auch jammerte des Volks, die scheinbar auch mit den Anderen und nicht mit sich selbst Erbarmen hatten. Daß sie nicht Jesus Christus waren, daß in Wahrheit auch sie mit sich selbst und nicht mit den Anderen Erbarmen hatten, daß also auch sie selbst zu dem Volk gehörten, das den verschmachteten und zerstreuten Schafen gleicht, das zeigte sich unwiderleglich darin, daß sie es so hielten und auch nur so halten konnten. Das Beste, was die besten Menschen gegenüber der Erbärmlichkeit der Anderen geleistet haben, hat noch immer bedeutet, daß sie es durch die Aufrichtung des immer strenger verstandenen Gesetzes, durch die Verkündigung immer höherer Ideale immer noch deutlicher machten, wie groß und tief die menschliche Erbärmlichkeit ist und wie wenig wir darin uns selbst und Anderen helfen können. Oder ist es nicht wirklich so, daß immer gerade um die besten Menschen herum der Abgrund zwischen Gott und Mensch in

besonders trostloser Weise sichtbar geworden ist? Ach, mit den guten Menschen, für deren Existenz dankbar zu sein wir ja so viel Anlaß haben, ist uns doch nicht geholfen. Sie gehören auch zu uns. Sie gehören auch zu denen, denen selbst geholfen werden muß. Wie aber hilft uns Jesus Christus? Wenn es von ihm heißt: „Ihn jammerte des Volks“, dann heißt das: Er ließ ihren Jammer — wohlverstanden nicht seinen eigenen, sondern ihren Jammer — sich selbst angehn. Er läßt ihn nicht zur Ehre Gottes auf uns liegen. Er stellt unserer Erbärmlichkeit nicht die Fackel der Wahrheit und nicht die Majestät des Gesetzes und nicht den Glanz von Idealen entgegen. Er tut etwas ganz Anderes: er tut das Unerhörte, er nimmt unsere Erbärmlichkeit auf sich selber. Er, der von ihr frei ist, nimmt sie hinein in sein eigenes Herz, damit sie nicht mehr in dem unstrigen sei. Wissen wir jetzt, was sein Leiden und Sterben bedeutet? Er, der Schuldlose, tritt unsere Strafe an. Er, der nicht mit sich selbst Erbarmen hat, er, der frei ist zum Erbarmen für uns, er hat das kräftige, heilsame, hilfreiche Erbarmen, das die Sünde und Strafe von uns nimmt, in dem es sie auf sich selbst nimmt. Wer ist Jesus Christus? Der Erbarmen, der unsere Erbärmlichkeit und ihre Strafe von uns genommen und in sich selber ans Kreuz geschlagen hat. Das ist Jesus Christus. Darum ist seine Lehre und Predigt Evangelium, frohe Botschaft vom Reich. Darum sind die Zeichen, die diese Lehre begleiten, Zeichen des Lebens, des Trostes, der Heilung. Wen er sähe, wer hier sähe und hörte, der wäre ein Freier von Stund an. In seiner Erbärmlichkeit? Ja, in seiner Erbärmlichkeit! Unter dem Fluch des Todes? Ja, unter dem Fluch des Todes! Aber als Hörer dieser Lehre und Predigt und achtend auf diese Zeichen: erbärmlich und doch schon herrlich, ein Sünder und doch schon gerecht, unter dem Fluche und doch schon gesegnet, ein Trauriger und doch schon getröstet, sichtbar ein ungetreuer Sklave, unsichtbar ein siegreicher König, sichtbar ein Sterbender, unsichtbar ein ewig Lebender, nichts dazu und davon tun föhrend zu und von seiner Menschlichkeit, eines von den vielen verschmachteten und zerstreuten Schafen neben tausend anderen und gerade so Gottes liebstes, Gottes seliges Kind. Haben wir zuviel gesagt? Wir können nicht genug sagen von Jesus Christus und von dem, der von Jesus Christus gefunden wird. — Bin ich ein von Jesus Christus Gefundener, fragst du. Lieber Freund, frage anders! Frage: weiß ich, laß ich mir sagen, jetzt sagen, daß der mich sucht, längst gesucht hat und auch jetzt sucht, der Alles von mir zu nehmen und Alles mir zu geben hat? Wenn wir so fragen könnten, dann hätten wir die gute Antwort auch auf die andere Frage.